

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

89 (2.4.1920) Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

(Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.)

Wolfram von Eschenbach als Dichter des Karfreitag.

Zu seinem 700. Todestag, 1220—1920.
Von Dr. Paul Landau.

Das sächsische Kultusministerium hat angeordnet, daß eine schlichte Feier in diesem Jahre in den oberen Klassen der höheren Schulen abgehalten werden soll, um an die 700. Wiederkehr des Todestages von Wolfram von Eschenbach zu erinnern. Da das Jahr 1920 wirklich für ein solches Fest des Gedenkens an den größten Dichter des deutschen Mittelalters in Frage kommt, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen, wie Geburtstag und Geburtsjahr, so sind auch Todestag und Todesjahr unseres „deutschen Dante“ begraben in ewige Nacht. Wir wissen nur, daß er seinen Öbener, den Landgrafen Hermann von Thüringen, der 1217 starb, noch um ein paar Jahre überlebte, und so darf man immerhin das Jahr 1220 mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit als sein Todesjahr annehmen. Jedenfalls sollten wir dem sächsischen Kultusministerium dafür dankbar sein, daß es die erhabene Gestalt dieses Meisters deutscher Kunst und deutscher Sprache uns wieder ins Gedächtnis ruft, und wenn wir nach der besten Jahreszeit suchen, in der diese Feier gehalten werden soll, so werden wir keine bessere als die Karwoche finden. Denn Wolframs Hauptwerk, der „Parzival“, ist die eigentliche Karfreitagsdichtung unseres Schrifttums, so wie der „Tristan“ unsere Nerdichtung ist. Die wundervolle Karfreitagsdichtung des Epösis ist der Mittel- und Wendepunkt dieses großartigen Menschheitsdramas, schafft die gemessene Stimmung, aus der dem in Zweifel und Gottlosigkeit verfallenen Ritter zum erstenmal das Licht des Heiles aufdämmert, das ihn dann nach mannigfachen Irrungen und Prüfungen zur Seligkeit und Gnadenfülle des Grals führt.

Am Karfreitag begegnet Parzival in einem Walde bei dünnem Schnee einer frommen Schar barfüßiger Pilger, die er, der durch sein Waffen tragen die Heiligkeit des Tages verunehrt, stumm vorbeistreichen will. Aber der greise Ritter, der voranschreitet, redet ihm mit ebenso schlichten wie erschütternden Worten ins Gewissen:

„Heut ist Karfreitag, jener Tag,
Des alle Welt sich freuen mag
Mit Seufzen, Angst und Reue.
Wo ich man groß're Treue,
Als die Gott heut an uns beging,
Da er für uns am Kreuze hing?
Euch jamm're Herz, seid ihr getauft,
Wie Feuer uns sein Blut erkauf.
Er hat sein kostbar Leben
Für uns're Schuld gegeben,
Da durch die Schuld der Mensch ver-
loren
Und für die Hölle war erkoren.
Wenn anders ihr sein Heide seid,
So denket, Herr, an diese Zeit!“

Liefergriffen wendet Parzival nun sein Herz wieder Gott zu und wird, aus den Jahren des Trostes und der Herzenskälte erwachend, zum Einsiedler Treuerigent geleitet, der ihm den Weg zum Gral und zur Erlösung weist.

Wirds hat der „Aotterworene Mund“ dieses großen Deutschen, wie ihn Zimmermann genannt, schlichter und zugleich erhabener gesprochen als in dieser Szene. Der lebende Glanz des so heiliggeliebten Rittertums verbleibt im fahlen Licht des heiligen Tages vor der frommen Brust überirdischer Sehnsucht, und dem der „Frau Welt“ ergebene Sinnmenschen geht ein erstes Ahnen auf von einem höheren Heil, das Sinnengleich und Seelenfrieden vereint, das irdisches Glück und himmlischer Gnade zur vollen Harmonie des Menschendaseins verbindet. Wie sein Held, so findet der Dichter selbst in dem jubelnden Ausklang seines Werkes die Möglichkeit eines Ausgleichs zwischen irdischer Weltlust und finsterner Asele. Es ist das höchste Ideal mittelalterlicher Weltanschauung, das die Gralsbotin Cundrie in ihrer Selbpreisung zu Parzival ausspricht: „Sei leusch und froh zu-

gleich!“ Antike und Christentum, die beiden Gegenpole der Weltkultur, die so lang sich fremd und feindselig gegenüberstanden, werden in diesem ersten Höhepunkt des deutschen Geistes zur Einheit verschmolzen durch die große Persönlichkeit und die künstlerische Kraft eines Mannes.

Es ist das Gewaltige in der Erscheinung Wolframs, daß uns in ihm zum erstenmal in der deutschen Dichtung ein ganz großer Mensch und ein ganz deutscher Mensch entgegentritt. Der „Parzival“ ist das erste ganz persönliche Bekenntnisbuch unserer Literatur, in dem nicht nur in den ungenierten Zwischenreden und den naiv herlichen Mitteilungen des Dichters, sondern noch mehr in der Schilderung einer eigenartigen seelischen Entwicklung alle Schranken der Konvention, alle Hemmnisse primitiver Befangenheit überwunden sind. Wir hören den Schöpfer dieses Wertes in gutmütig urkräftiger Derbheit ein edel germanisches Lachen lachen, hören ihn von allen guten Dingen der Erde, von roten Lippen, starken Weinen und seinem Essen, schwärmen und zugleich über seine Armut mit philosophischem Gleichmut seufzen; wir hören hinein in das Innere seiner Seele, in die Zerissenheit eines „schweren Gemüts“, das mit Engeln und Teufeln ringt und schließlich doch Herr wird über alle feindseligen Mächte. Der Ritter von Eschenbach, der so stolz ist auf sein „Schildebäum“ und mit den gelehrten Böhmerwärmern nichts zu tun und will, ist freilich verliebt in den schönen Schein der Dinge, in Pracht der Rüstungen und Gewänder, in Speerebrechen und Schwerterklingen, in Rüstern aus grünem Plan, sonst hätte er uns nicht mit einer so fabelhaften Sachlichkeit und greifbarer Anschaulichkeit das Ritterleben schildern können. Aber dieses Brechen von schweren Lanzen und spröden Herzen befriedigt ihn nicht. Sonst würde er, wie alle die andern französischen und deutschen Erzähler von Ritterepen, sich mit dem Helden Gawan begnügen, während dieser bei ihm mit all seinen bunten Zügen und frischen Abenteuern doch nur als das niedrige Gegenbild zu dem wahren Helden gedacht ist. Sein Parzival ist auch eine höchste Zierde der Ritterschaft, unbefleglich im Kampf und stets siegreich in der Liebe, aber er ist mehr. Er ist eine tiefe, eine nach dem Ewigem strebende Natur, die die Konvention der ritterlichen Gesellschaft durchbricht. Ueber die blasierte Gleichgültigkeit des guten Tons, der ihm bei allen Wundern des Grals und allem Jammer des fischen Königs Amfortas zu fragen verbietet, triumphiert das echte Gefühl des Mittelalters. Er gibt den höchsten Seelenkräften des Glaubens und der Liebe, die durch die Lehren der „Welt“ in ihm verstickt waren, schließlich doch freie Bahn und wird im hingebenden Mitempfinden der Leiden des Herrn durch den wahren „Karfreitagszauber“ zum Erlöser und zum Erlösten. Aber er wird nun kein Einsiedler wie Treuerigent, kein Bärer und Mönch, sondern ein glücklicher und mächtiger Ritter und König voll edelsten Menschentums, beglückt in ehelicher Liebe und Familienruhe, geholt von allen Seelen umgebenen Minnetums und ziellosen Abenteuern. Nicht das asketische Ideal und nicht das ritterliche haben in ihm gestiftet, sondern ihm ist eine harmonische Vereinigung der besten Seelenkräfte gelungen, wie sie der deutsche Mensch, nach fernem Streben, im Engen beglückt, sucht.

Dies unerwartete Suchen der Seele nach dem Höchsten, vereint mit einer leidenschaftlich rückhaltlosen Eingabe an die Wirklichkeit, dies heilige erste Erleben des Daseins in allen Tiefen, gepaart mit gemütvoller Gutmütigkeit und dem Humor — das macht aus Wolfram dem ersten deutschen Menschen, auch den ersten großen deutschen Künstler. Er hat seine Stoffe nicht selbst erfunden, sondern er hat sie, wie alle die andern Epiker der ritterlichen Dichtung, aus den „modernen“ französischen Vorlagen übernommen; aber was er aus ihnen gemacht hat, ist ihm ureigentlich, ist ganz deutsch. Es offenbart sich in Wolframs Kunst am deutlichsten das selbe Verhältnis wie bei der deutschen Plastik, die bald nach der Hochblüte der deutschen Dichtung um die Mitte des 13. Jahrhunderts in den Bamberger, Naumburger und Straßburger Figuren ihre wundervolle Höhe erreichte. Auch die Wei-

ter dieser herrlichen Gestaltungen haben von den Domskulpturen in Reims und Chartres gelernt. Aber statt des glatten Schwunges, der formidablen Eleganz, in denen der Franzose sein Bestes gibt, erscheint in den deutschen Figuren eine seelische Spannung, eine innere Kraft und eine leidenschaftliche Wucht, die in einer „barocken“ Unruhe und Gewalttätigkeit der Formführung zum Ausdruck kommt. Gerade so bei Wolfram. Nichts von der früheren Formenschnelligkeit und der fast spielerischen Wortkunst, die andere Meister, wie Hartmann und Gottfried, von den Franzosen lernten. Die ändernde Inbrunst seiner Persönlichkeit, der Zwiespalt seines ringenden Geistes, sie finden ihren Ausdruck in dem Urpersönlichen seines Stils, in den großartigen Bildern, den dunkeln Anspielungen, den kühnen Häufungen, den jähen Entladungen, im grellen Kontrast sinnlich naiver Schilderung und übersteigerten Sinnierens, in einer einzigartigen Mischung von Realismus und Phantastik. So wird er zum „Gottiker“ unter unsern Dichtern an sich, zum „Erfinder wilder Mären“, zum „Verwirrer“ des Stils, wie ihn sein so ganz entgegengelegter Dichtergenosse Gottfried tadelnd genannt hat, der wohl „kurze Sinne verwirrt“, aber denen, die ihm folgen, eine ganz neue, eine typisch deutsche Schönheit erschließt. Im „Titurel“, von dem uns nur wenige kostbare Fragmente erhalten sind, ist dieser Stil zu einer höchsten Reife und Sätze von wahrhaft antiker Kraft gezeitigt, nur vergleichbar mit den wenigen Werken gotischer Plastik in Bamberg, Straßburg und Weiselsburg, in denen eine ähnliche Verschmelzung antiker und gotischer Wesenheiten erreicht ist.

Wolframs Ideal, wie es in der Gestalt des Parzival ausgeprägt ist, wird uns vielleicht am besten verkörpert in der Erscheinung jener wunderbaren Naumburger Reiterfigur, in der stolzer Rittersinn und in Märchenjahren schweifende Träumerei, trostige Erdennähe und heiliger Himmelsaufschwung so innig vereinigt sind, wie sonst nur noch in Wolframs Kunst, zu einer Vollendung deutschen Geistes und deutschen Schaffens überhaupt.

Kinderseele und Parzeitarren.

Hier und dort wird gesagt, daß diese Zeit des Unglücks eine Zeit der Vertiefung sein soll, eine Zeit, die die Blicke nach innen lenkt.

Die heutigen Machthaber rütteln an den Kirchentüren und nun wollen sie noch die Kinderseele nehmen, wollen den Sonntag daraus verlöschen und wollen das arbeitslose, faste Kämpfen ihrer Partei in die Kinderseele stellen. Ist das das Anzeichen einer neuen Zeit, wenn Gott aus der Schule gejagt wird?

Bejammernswert sind die Kinder in heutigen Deutschland. Hungern müssen sie. Und nun soll ihnen auch noch das Schöne genommen werden: die freudigen Hände Gottes, die bittenden Augen des Heilandes und die Weisheit, die vom Himmel träufelt, auf die alten Schulbänke, wie das erste Tauwunder des Frühlings. Man will ihnen die unsichtbaren Brücken zerbrechen, auf denen ihre Herzen in den Himmel gehen. Die Brücken, worauf ihre Jungheit lächelt, wo der leichte blaue Mantel ihrer Phantasie flattert, die Brücken, die von ihren Träumen gebaut sind. Man will aus den Kindern Alltag machen. Zu Rechenmaschinen will man sie erziehen und zu Buchstabertafeln. Aber das Kinderherz ist ja ein jubelndes Notenblatt, darauf der Himmel seine Lieber läßt. —

Ist der Parzeitarren schon soweit gestiegen, daß er die Kinder mit in die grauen, schammigen Fluten reißt? — Was spricht ihr von einem neuen Morgenrot, wenn ihr die Kinderseele unter euren Parzeitarren schmeißt? Oder ist derjenige in euren Augen altnösig und rückständig, der noch an Gott glaubt und an das Saitenspiel seiner Weltseele?

Was wollt ihr denn, wenn ihr den frommen Zauber aus den Kinderseele zerkrackelt? — Die Kinder stehen über jeder Partei.

Erinnert ihr euch noch, als ihr, zum ersten Male, eine Geschichte aus der Bibel hörte?

Was da an euer Herz schlug, war euch das nicht ganz neu? Offenbarte sich da in eurem Gemüt nicht eine ganz andere Welt? — Ihr wollt's bloß nicht zugeben. Euer Herz ist ja nicht mehr an leise, zärtliche Dinge gewöhnt. — Phrasen bringen euch nur noch in Erregung. Hungernde Augen haben eure Kinder. Aber wenn ein Paul Gerhardt-Lied in ihre Herzen flattert, dann kommt Leben in die müden Augen, dann schimmert der Ausdruck der kleinen, blauen Gesichtes so, daß man unwiderstehlich davon angezogen wird und wieder fest glaubt, daß die Kinder eine neue Morgenrot in ihren bageren Händen tragen.

Erinnert ihr euch noch, damals, als ihr die Geschichte hörte vom Heiland als Kinderfreund? — Ach, es ist schon lange her. Auf euer Gesicht trat ein seltsames Lächeln und wunderliche Gedanken wachten in eurem Herzen auf. Erinnerung ihr euch noch? Gott nahm eure Seele in seine Hand und spiegelte sich darin. — Und das soll nun alles vergessen sein? Ihr wollt euren Kindern dieses Bild zerbrechen?

Die Schule gehört den Kindern.

Raht die weltliche Schule, wo jedes Parteiange beobachtend, lauernd durch die Fenster steht.

Raht Gott in der Schule, laßt nur den klaren Himmel durch die Fenster schimmern, und das Singen eines Vogels an die Scheiben klopfen. Gott muß in der Schule bleiben. Er ist ja der Stab, der grüne, blühende Wanderstab, der mit den Kindern durch das Leben geht. — Wollt ihr den Stab zerbrechen und den Kindern einen Parteiknüttel in die kleinen Hände legen? — Wollt ihr das? — Gut. — Aber dann haßt ihr kein Recht mehr, zärtlich über die Kinderscheitel zu streicheln. Ihr habt ja dann dem Kinde so weh getan.

Wollt ihr die weltliche Schule? Wollt ihr die Kinderseele vom Wagen eurer Partei zerbrechen lassen?

Wenn ihr das wollt, dann geht die Sonne über Deutschland unter und nimmermehr wird ein neuer Frühling kommen.

Max Jungnickel.

Kleines Feuilleton.

Karfreitag-Reliquien. An dem dem Osterfest vorangehenden Freitag, dem „dies adoratus“, öffnen in allen Ländern die katholischen Kirchen und Klöster ihre Reliquienschränke, um durch deren Inhalt der Menge der fastenden Gläubigen Erbauung und ein Heineinsetzen in die Zeit und die Leiden Christi zu vermitteln zu lassen. Als besonders wunderthätig aber gelten die wenigen Kirchen, die sich rühmen können, noch Reliquien von Christus selbst zu besitzen, wie etwa die Heiligen-Grabsstätte in Jerusalem und die St. Praxedis-Kapelle zu Rom, die beide noch Teile jener roten Porphyrsäule aufbewahren, an der Jesus einst vor Pontius Pilatus gegeißelt worden sein soll. Die berühmteste aller Reliquien Christi ist wohl der heilige Rock zu Trier, den Karl der Große seiner Tochter Theodrada, der Abtissin von Argenteuil, geschenkt hat. Die Dornenkrone wird in der Notre Dame Kirche zu Paris aufbewahrt und in einem Gefäß von Bergkristall geeigelt. Allerdings hat diese Märtyrerkrone ihre Dornen verloren, die die Pariser Kathedrale im Lauf der Jahrhunderte an kleinere Schwesterkirchen der Provinz verschenkt hat. Das berühmte Schweitzbild der heiligen Veronika ist im Besitz der Peterskirche zu Rom, wie Rom überhaupt die Mehrzahl der Osterreliquien behält, u. a. auch den Schwamm, mit dem dem sterbenden Christus Wasser und Essig gereicht wurde, die heilige Lanze, ein Kreuznagel und der Abendmahlskelch aus Zedernholz. Jedem Besucher Roms ist ferner die scala santa bekannt, die aus 13 Marmorstufen bestehende Treppe, auf der Christus zu Pontius Pilatus heraufgeführt sein soll und die durch Konstantin nach Rom gefandt wurde.

Die Geschichte des Diethelm von Buchenberg.

Eine Schwarzwälder Dorfgeschichte von Berthold Auerbach.

(50)

Munde sah verdrossen bei Fränz, die Eiferheit hat einen raschen Scharfblick, er behauptete, Fränz schämte sich seiner, und durch diesen offenen Anspruch wurde die noch halb schlummernde Empfindung der Fränz plötzlich geweckt.

„Und wenn's wahr“, sagte sie aufbegehrend, „wenn ich ein Mann wär“, ich tät mir eher die Jung' abbeihen, ehe ich einem Mädele jagen tät, es kann sich meiner schämen. Aber du, freilich, du bist dagestanden wie der Bub, der die Milch verkrüht hat. Ich sag' dir's noch einmal, du mußt ganz anders werden, oder du bringst's dahin, daß ich mich deiner schäm', ja, dahin bringst's, ja, daß du's nur weißt.“

Munde behielt nur die ersten Worte der Fränz, und er fühlte, daß sie recht habe. Die gereizte Seelenstimmung hat aber etwas wahrhaft Aufhebendes. Munde war von Fränz gedemütigt worden, und nun mußte er ihr Gleiches entgelten; mit fast schadenfroher Miene sagte er: „Wir haß' für dich einen Stuch ins Herz geben, wie die Kautenwirtin dich gelobt hat, daß du so ein gutes Kind gegen deinen Vater bist. Wenn die Zeit wüßten, wie's eigentlich ist.“

Fränz knirschte die Zähne übereinander und sah Munde mit einem zermalmenden Blicke an; hätte sie ihn damit in Stille zerreihen können, sie hätte es getan. Sie wollte aufstehen, aber Munde hielt sie fest und sagte begütigend: „Die Fahrt mit dem ewigen Gezer hat uns alle miteinander dumm gemacht. Wir wollen gar nichts mehr reden. Ach ach! jetzt noch vor dem Appell

ein bißle in die Kasern' zu meinen Kameraden. Vergiß alles und denk' an mich. Bis mir ein' Hand. So, b'hiit dich Gott.“

Munde ging nach der Kaserne. Er war jetzt ein ganz anderer Mensch als vor wenigen Monaten, da er diesen Weg so oft abgesehen. Quers, als ihm der Vater das Erbe der Rache aufdrängen wollte, und dann, als er von Diethelm das Erbe des Verbrochens überkam, war in sein trübseliges, still umfriedetes Wesen eine gewaltige Störung gekommen, er war zaghafter und kraftloser als je. Er war überhaupt nicht geschaffen, sich mit fester Hand ein Schicksal zu bereiten: von Kindheit auf war Medard sein Führer und Ratgeber in allem, als Hirte führte er ein fast gedankenloses Leben, pfeifend und raugend, und als er Soldat wurde, brachte auch dies keine bedeutende Wandlung in ihm hervor; er war anständig und pünktlich, als Hüter, allzeit wohlgehumter Bursch beliebt, aber ohne sich irgend eine besondere Geltung zu verschaffen; nur mit seiner Kunstfertigkeit im Pfeiseln hatte er sich bei der Kompanie beliebt gemacht und davon den Beinamen Pfeislerling erhalten. Jetzt, so plötzlich in die Erfüllung seines einzigen und höchsten Wunsches eingeseht, ging er oft wie traumwandlerisch umher, und nur der Gedanke an das Geschehene noch so dunkle Verbrechen schreckte ihn oft auf. Er freute sich, daß er Fränz gewonnen und all das große Gut dazu, er wäre aber am liebsten Hirte geblieben, träumend wie in alten Tagen bei seiner Herde. Das viele Gut und die tausend Tätigkeiten dafür, die er übernehmen sollte, erdrückten ihn fast. Darum konnte er dem Wunsch der Fränz nicht nachgeben, ihm war es ja lieb, wenn Diethelm so lang als möglich alles unter seiner Dehnt befleht.

Jetzt, auf dem Wege nach der Kaserne, sagte er sich, daß Fränz doch recht habe, er müsse anders auftreten, fecker und umsichtiger. Nicht

nur seine Liebe zu Fränz stieg auch neue in ihm auf, er empfand auch eine große Hochachtung vor ihrem energischen Wesen, das, allzeit geweckt, den Dingen scharf ins Auge sah und sie frei beherrschte. So kam er zu den Kameraden und erzählte ihnen, daß er sich andern Tages vom Militär loskaufe, und was aus ihm geworden sei; er wußte seine künftige Tätigkeit bereits so lebendig als wirklich dazufstellen, daß alle stannten, wie sich der Pfeislerling, der stille Munde, dem man das gar nicht zugeraut, verändert hatte. Als er zuletzt sagte, daß er morgen auf dem Markt vier Pferde einkaufe, beschloßen unter Jubel der Feldwibel und einige Kameraden, auch auf den Markt zu kommen, um zu sehen, wie der Pfeislerling das mache.

Stolz ausgerichtet, mit gespanntem Selbstgefühl, lehrte Munde in den Rautenfranz zurück, er wollte seiner Fränz Abbitte tun, daß er so böß gegen sie gewesen sei, und ihr sagen, wie er sich nun wieder ins Geschütz legen wolle, daß es ihm landauf, landab keiner vorantun könne.

Als er in den Rautenfranz trat, hörte er in der Küche die Stimme der Fränz, die sagte: „Das ist ja prächtig, daß Sie Kellner in Wildbad geworden sind. Ich komme diesen Sommer mit meinen Eltern auch dahin.“

„Aber Sie sind Braut“, sagte eine Männerstimme.

„Ja, mit mir“, sagte Munde eintretend; er sah einen Mann — es war der älteste Haussohn aus dem Rautenfranz — der die Hand der Fränz hielt.

„Ich gratuliere“, sagte der Nebenbuhler, schnell die Hand loslassend, und Munde erwiderte:

„Danke schön. Komm mit, Fränz, in die Stube.“ Er machte sie nicht eben zart am Arm, und Fränz machte große Augen, als er ihr allein sagte, daß das Scharmulieren ein Ende habe, und ob sie mit den Eltern ins Wildbad gehe,

darein habe er auch noch ein Wort zu reden. Fränz widersprach heftig, und Munde erklärte, daß er von dieser Stunde zu regieren anfangen werde, was ihm gehört, und das sei vor allem seine Frau, es müsse ja Fränz recht sein, daß er sich als Mann zeige.

„Zeig's zuerst beim Vater. Bei mir brauchst nicht anfangen“, stachelte Fränz, der diese Wendung gar nicht lieb war. Munde sprach wiederholt und in verhärteter Weise seinen Herrscherplan aus, und der Abend dieses unruhigen verheißenen Tages schien doch noch erwünscht anzuklingen.

Schon am frühen Morgen jedoch hatte Munde einen gewaltigen Zank mit seinem Schwäher, er wollte sich die Geldgürte umschmallen, Diethelm aber lachte ihm ins Gesicht.

„Dann reiß' ich sie Euch auf öffentlichem Markt vom Leib herunter, wenn Ihr mich so gehen laßt und ich Euch damit seh“, drohte Munde und ging hinab in die Wirtstube.

Diethelm schaute hoch verwundert dem so plötzlich Veränderten nach, und Fränz sah mit Schrecken die böse Saat aufgehen, die sie gesät; sie wußte aber den Vater doch dahin zu beschwichtigen, kein Geld mit auf den Markt zu nehmen, die Leute könnten es für Praxerei ansehen, und das müsse man vermeiden nach so einem Unglück. In der Wirtstube übergab hierauf Diethelm der Rautenwirtin die Geldgürte zum Aufbewahren, und Munde lächelte vergnügt zu seinem Siege. Diethelm traf hier viele Bekannte, unter denselben auch den Reppenberger und den Steinbauer. Reppenberger war ebenso zufällig und reiflich, als der Steinbauer unachtsam und maukhaft; er erzählte, daß er einen umfangreichen Brautweinhandel betreibe, er habe den Vertrieb übernommen und fahre mit seinem Einpänner im Lande umher, während sein Geschäftsgenosse das Brennen aus dem Grunde verstehe. (Fortsetzung folgt.)

